

Ruhe bewahren in turbulenten Kirchenzeiten

Lebensstil



Ruhe bewahren in turbulenten Kirchenzeiten

„Das ist alles der Glaubensschwund!“, klagt ein älterer Herr während einer Diskussion zur Situation der Kirche. Weil „die Leute“ nichts mehr von „der Kirche“ wissen wollen, ginge es mit ihr bergab. Seine Lösung: „Die Geistlichkeit“ müsse wieder „den katholischen Glauben“ vermitteln und „den Leuten“ sagen, dass es wichtig sei, an Gott zu glauben.

Zustimmendes Nicken bei den einen – und heftiges Kopfschütteln bei den anderen. Nein, heißt es da, der Rückzug so vieler Menschen von der Kirche habe nichts mit Glaubensschwund zu tun. Darin zeige sich nur eine „Befreiung“ von einer Kirche, die über Jahre „autoritär“ und „bevormundend“ mit den Menschen umgegangen sei. Und wenn es jetzt nicht zu radikalen Grundsatzreformen in der Kirche komme, sei der Totalausverkauf nur noch eine Frage der Zeit.

So ähnlich begegnen mir derzeit viele kirchliche Richtungsdebatten. Was die weit auseinanderklaffenden Positionen verbindet, ist der Frust über einen unaufhaltsamen Niedergang der Volkskirche. Betroffen sind vor allem diejenigen, die in ihrer Kindheit und Jugend in eine kirchliche Praxis hineingewachsen sind, die das komplette Leben prägte. Auch meine eigenen Jugendjahre in den 1970er und 1980er Jahren waren bestimmt vom Umfeld meiner Heimatgemeinde, später von einem Jugendverband. Meine wichtigsten Freundinnen und Freunde fand ich hier und verbrachte nahezu meine gesamte Freizeit in kirchlichen Bezügen.

Wenige Jahrzehnte später sind diese kirchlichen Welten am Ende. Der Rückgang der Zahl der Kirchenmitglieder ist dramatisch. Ressourcen finanzieller und personeller Art brechen weg, Gemeinden werden zusammengelegt, Kirchen aufgegeben. Der Blick in unsere Sonntagsmessen lässt erahnen, dass wir erst am Anfang des Umbruchs stehen: Der Altersdurchschnitt wird immer höher; junge Leute bleiben weg.

Das schmerzt, frustriert und macht zornig. In emotionalen Debatten wird nach Schuldigen gesucht: Mal sind es „die Leute“, denen Gott angeblich egal geworden ist; mal sind es „die 68er“ und „das Konzil“; dann auch mal „die Konservativen und Ewiggestrigen“. Natürlich sind es allen voran „die da oben“ – angefangen von „den Bischöfen“ über „das Bistum“ bis zum Pfarrer und den Gremien vor Ort, denen die richtigen Rezepte fehlen. So wird gestritten, geklagt, gejamert.

Was selten geschieht: Die Wirklichkeit – ignatianisch gesprochen – mit einem verstehenden und liebevollen Blick anzuschauen. Gemeint ist damit, in diesen turbulenten Kirchenzeiten Ruhe zu bewahren und mit geistlicher Distanz zu versuchen, die Situation zu verstehen.

Da können sich dann aufgeregte Wahrnehmungen relativieren: Die volksskirchliche Vergangenheit war nicht nur gut – darum ist deren Idealisierung unpassend. Ich erinnere mich an subtilen Druck und Zwang, denke an eine vielfache moralische Enge. Die Jugendarbeit war für mich dabei eine Nische, ohne die ich mich vermutlich aus der Kirche verabschiedet hätte. Die Mehrheit meiner Gleichaltrigen hatte dies schon längst getan. Erst in späteren Jahren entdeckte ich die ignatianische Spiritualität, die mir geistliche Welten eröffnete, von denen in der Volkskirche meiner Heimat kaum eine Spur zu finden war.

Es ist also kein überraschender Trend, den wir heute erleben. Er zeichnete sich schon in den ersten Nachkriegsjahren ab und kam Ende der 1960er Jahre zum Durchbruch. In einer pluralen und freiheitlichen Gesellschaft verlieren Organisationen ihre Bindekraft, wenn sie den Bezug zu den Menschen verlieren. Tradition und amtliche Autorität ersetzen nicht mehr die Kraft des Arguments und der persönlichen Überzeugungskraft. Darum wenden sich Menschen von einer Kirche ab, die von ihren Fragen und Zwei-

fein, von ihren Bedürfnissen und Interessen nichts wissen will. Eine Organisation, die dem Leben nicht dient, deren Auffassungen nicht verstanden werden und die in ihren offiziellen Vertretern altbacken und unglaublich daher kommt, verliert jegliche Relevanz.

Das dramatische Ausmaß der sexuellen Gewalt hat zudem aufgedeckt, dass das Misstrauen gegenüber der Kirche gut begründet ist. Die unzähligen Verbrechen über Jahre hinweg sind dabei die furchtbare Spitze eines Eisbergs von weiteren vielfältigen Leidensgeschichten – hervorgebracht durch den Missbrauch kirchlicher Macht, rigide Moralvorstellungen und religiöse Irrwege. Wut und Hass, denen die Kirche in der Öffentlichkeit gegenwärtig ausgesetzt ist, haben in konkreten Erfahrungen vergangener und gegenwärtiger Generationen ihre Wurzel.

Der distanzierte Blick auf diese Zusammenhänge macht verständlich, warum die Situation der Kirche derzeit so prekär ist. Wenn ich versuche, mit dem gütigen und liebevollen Blick Gottes darauf zu schauen, erahne ich einen zwar schmerzhaften, aber letztlich notwendigen und heilsamen Entwicklungsprozess. Die Turbulenzen der Kirche haben einen Sinn: Was derzeit an Unruhen und Umwälzungen geschieht, das muss geschehen – denn die Kirche ist kein Selbstzweck und nichts an ihrer äußeren Gestalt hat Ewigkeitswert. Sie soll ein Instrument Gottes sein, damit ER durch sie mit den Menschen in Berührung kommt. Wenn dies in der gegenwärtigen Gestalt nicht mehr gelingt, dann braucht es einen Wandel. Gott selbst stößt ihn an und lässt ihn heranwachsen – durch die Wirklichkeit dieser Jahre.

Ich kann mir das jedenfalls nicht anders vorstellen, weil ich daran glaube, dass die Kirche SEINE Kirche ist und ER an ihr und mit ihr wirkt. Darum gilt es jetzt, im wahrsten Sinn des Wortes die Ruhe zu bewahren – weil die Kirche und wir Menschen mit ihr

in Gott „ruhen“, und von IHM gehalten und geführt werden.

In dieser bewahrenden Ruhe lässt sich dann aushalten, wenn Strukturen, Lehrfragen und vieles andere in unserer Kirche auf dem Prüfstand stehen. Das gehört zur Wandlung und Erneuerung dazu. Manches bricht von selbst in sich zusammen, um anderes muss gerungen und gestritten werden. Das sind wir innerkirchlich nicht gewohnt. Konflikte in der Vergangenheit wurden tabuisiert oder „von oben“ entschieden. Jetzt liegen viele Streitfragen auf dem Tisch und ein „Weiter so“ wird nicht mehr möglich sein.

Innerweltliche Organisationen hätten in einer solchen Situation berechtigten Anlass zur Panik und müssten um ihr Überleben kämpfen. Die Kirche aber ist mehr und sie ruht in der Hand eines Größeren. Darum dürfen Kirchenmenschen in dieser Krisenzeit Ruhe bewahren – und im Vertrauen auf Gottes Begleitung die unaufhaltsamen Zusammenbrüche, Umbrüche und Aufbrüche zulassen. Gegen die damit verbundene Angst hilft vielleicht der Verweis auf eine der zentralen Botschaften Jesu, die Zumutung und Verheißung zugleich ist: Nur wer bereit ist, Gegenwärtiges loszulassen, wird auch Zukünftiges empfangen. Das Leben ist ohne Sterben nicht zu haben. Das gilt zweifellos auch für das Leben der Kirche.

*Klaus Pfeffer,
55 Jahre, Generalvikar im Bistum Essen, war lange
Jahre Mitglied in einer GCL-Gruppe und ist bis
heute der ignatianischen Spiritualität verbunden*